

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

8.3.1931 (No. 10)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahra. No 10



8. März 1931

Fris Droop / Heinrich Heine und das neue Deutschland

Deutschland hat ewigen Bestand;
es ist ein kerngesundes Land.
Heine.

Kein anderer Dichter ist so zum innersten Besitz aller Volksschichten geworden wie der Sänger der „Lorelei“, keines andern Seele tönt so lebendig in den Wesen der besten deutschen Meister wieder, und doch ist kein Dichter in seinem tiefsten Wesen so mißverhanden worden wie Heinrich Heine. Immer wieder fragt man sich, wie es möglich war und noch möglich ist, einen Mann zu hassen und zu befehlen, dessen „Buch der Lieder“ den Deutschen fast so vertraut wurde, als die Bibel. Schriebe einer ein Buch „Die konventionellen Lügen über deutsche Dichter und Philosophen“, so müßte ein besonders umfangreiches Kapitel Heinrich Heine gewidmet sein. Ueber keinen andern ist so viel gelogen worden wie über ihn, und man denkt an das Wort, das Shakespeare seinen König Lear sagen läßt: „Er ist ein Mann, an dem man mehr gesündigt hat, als er selber sündigte.“

Der „gebildete“ Deutsche schöpft seine Kenntnis Heines meist nur aus dem „Buch der Lieder“ und den „Reisebildern“; zu den „Elementargeistern und Dämonen“, den „Göttern im Exil“ und „Mitt Trol“ bringen nur wenige vor. Und wer kennt gar Heines Betrachtungen über „Die romantische Schule“ und „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“? Ich frage wer? Man muß ja heute noch daran erinnern, daß Heine mit seinem Buche „Deutschland“ nicht etwa den Zweck verfolgte, mit der harmlosen Frau von Staël in literarische Rivalität zu treten; ihn war es nur darum zu tun, ein wenig den Schleier zu lüften, der dieses geheimnisvolle Land seinen eigenen Bewohnern verhüllte; wenn der Zuschauer auch nicht alles zu sehen bekam, so sollte er das wenige dafür um so unverfälschter schauen.

Im letzten Grunde war es nur das Bestreben, das ewige des deutschen Wesens gegen seine zeitlichen Verdunkelungen in Schutz zu nehmen. So ruft er seine ganze sehnsüchtige Begeisterung für einen ewigen Typ deutscher bodenentworfener Menschen auf, der sich durch die Jahrhunderte immer wieder manifestiert hat, Luther, Lessing, Herder und Goethe sind für ihn „die gewaltigsten Erscheinungen gegen die egoistische, engherzige Gefinnung seiner Zeitgenossen“. Hier entspringt sein Haß gegen die Verblendeten, gegen die eigensüchtigen Meckenschäften der Regierenden, die sich an einem edlen Volk veründigten, es quälten und unterdrückten und es schließlich ins Verderben gebracht haben. Darauf zielt die große Stelle in „Deutschland“, in der das Ausersehen des deutschen Kaisertums herbeigewünscht wird, „selbst mit allem mittelalterlichen Plunder möge der Kaiser Barbarossa kommen, wenn er das Land nur von jenem verlogenen Zwitterwesen, von der politischen Mißwirtschaft erlösen könne. Möge er kommen und ein strenges Gericht halten und die Mörder bestrafen.

die Mörder, die gemeinhalt einst
die teure, wundersame
goldlockige Jungfrau Germania! —
Sonne, du klagende Flamme!“

Dieser Haß gegen die Machthaber in Deutschland sollte den Dichter, so durchsetzt er auch von aristokratischen Elementen war, notwendig auf die Seite der revolutionären Kräfte und ihrer sozialistischen Tendenzen. In der Vorrede zu der französischen Ausgabe der „Lutetia“ sagt er: „Ein schrecklicher Epilogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, daß alle Menschen das Recht haben zu essen, so bin ich genötigt, mich auch all seine Konsequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren; ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtaugen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüt und ich rufe aus: sie ist seit lange gerichtet, verurteilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie Recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Urschuld zugrunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gebietet, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Und gesegnet sei der Gewürzträger, der einst aus meinen Poesien Tüte machen wird, um Kaffee hineinzuschütten für die armen, biederen alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten verschaffen müßten.“

Der schlimmste Fehler, der bei der Beurteilung Heines immer noch gemacht wird, besteht in der viel zu geringen Beachtung seiner Tagebücher und Briefe. Ist es nicht grotesk, daß mehr als sechzig Jahre seit dem Tode des Dichters vergehen mußten, ehe die wichtigsten autobiographischen Dokumente seines kampffrohen Lebens unverfälscht und unverdorben an die Öffentlichkeit treten durften! Sein Briefe, die uns den schweren Verlust seiner gewaltigsten vernichteten Memoiren einigermaßen verzeihen lassen, waren fast gar nicht bekannt. Gustav Karpeles hat zwar schon vor zwanzig Jahren aus den Dichtungen, Briefen und Tagebüchern Heines eine Art Memoirenwert zusammengestellt, die wichtigsten Dokumente blieben der Öffentlichkeit aber unzugänglich, bis es dem Wiener Literaturforscher Friedrich Virth während des Krieges nach jahrelanger Vorarbeit gelang, eine Herausgabe der über Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Rußland und Amerika verstreuten Briefe Heines zu erwirken. Es bleibt eins der traurigsten und beschämendsten Merkmale des 19. Jahrhunderts, daß ein Mann wie Heine unter dem Fluch des Judentums zu leiden hatte, und das 20. Jahrhundert muß viel an dem Dichter gut machen, wenn es sein eigenes „Deutschtum“ nicht in Mißkredit bringen will.

Heine war nicht nur ein geharnischter Vorkämpfer des Sozialismus („Das Schifflein fliegt, der Webstuhl kracht“ . . . „Ein Pöbel ist valant! Die Wunden klaffen“ . . .); der die Wetter-nische Reaktionspolitik mit scharfer Feder kritisierte; er war vor allem ein Herold der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich, der mit prophetischem Scharfblick die große englische und russische Zukunftsgefahr für den europäischen Kontinent erkannte. Es ist bezeichnend, daß die Dichter Frankreichs von Deutschland eine Zeitlang nur als von dem Lande Heinrich Heines sprachen. Daß er für Napoleon den Ersten schwärmte, wurde ihm in Deutschland natürlich übel genommen, während Goethe von Napoleon ungestraft wie von

einem göttlichen Wesen sprechen durfte. In einem Briefe Heines an Immerman heißt es einmal: „Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwänzigen Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr die Liebe für Deutschland und die Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unfinnige Gewäsch jener Pfeffigmenschen, die mit dem Deutschtum kokettieren, und zu mancher Zeit reagiert sich in mir fast krampfhaft das Gefühl, mit kühner Hand der alten Vögel den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute.“

Aus solchen Äußerungen den Vorwurf vaterlandsloser Gesinnung herzuleiten, war ein ebenso verhängnisvoller Irrtum, wie die Verdächtigungen, die ein Mann wie Ludwig Frank vor dem Kriege über sich ergehen lassen mußte, weil er es wagte, in Wort und Schrift gegen die beliebten Bremser des Zeitgeistes aufzutreten. Heine hat viel niedergedrückt und manchen stolzen Tempel zerstört, aber er hat dadurch freie Aussichten geschaffen, damit Licht und Luft in die Wohnungen einströmen konnte. Wie sehr Heine im tiefsten Grunde seines Herzens an Deutschland hing, hat er unzählige Male bewiesen. In seinen Erinnerungen an Westfalen heißt es:

„Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuzusüßert: Hier wohnten die Stämme, die am spätesten Glauben und Germanentum einbrachten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer steh, hier hat Armin den Varus erschlagen!“ Man muß zu Fuß, und zwar wie ich, in österreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will.“

Aus London sandte er (1827) den Mahnruf: „Scheltet mir nicht die Deutschen! Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch manche unter ihnen so schöne Träume geträumt, daß ich sie kaum verstanden möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn.“ Und 10 Jahre später schrieb er die begeisterten Worte: „Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so gut oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen sich die Häse brechen zum Besten von Rußland und England. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit jreiterer Sohn; an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgendeinem anderen gehören soll, als den Landeskindern.“ Im

übrigen betrachtete Heine Deutschland und Frankreich als Verbündete in dem großen Befreiungskampfe der Menschheit, und wer weiß, ob er sich nicht am Ende auch hier als Prophet erweisen wird. Der Rausch des Sieges wird auch an der Seine einmal enden.

Besonders interessant ist es heute, bei Heine selbst nachzulesen, welche grundsätzliche Stellung zum Umsturz er damals eingenommen hat. Bei aller Begeisterung für revolutionäre Ziele unterschied Heine doch streng zwischen dem revolutionären Gedanken und den dunklen Kräften, die sich bei staatlichen Umwälzungen das Volkstredament anmaßen. Er wandte sich nicht nur gegen die Annahmen der Erbaristokratie, sondern erhob seine Stimme ebenso laut und unzweideutig gegen die Annahmen des Pöbels, der nur „den Jargon seiner Leidenschaft redet und heult.“ Heine war kein Heher, der sich darin gefiel, die niederen Instinkte der Masse aufzureißen; er war im höchsten ethischen Sinne Revolutionär aus seiner sensiblen reinen Dichterseele heraus.

In Berlin war Heine lange ständiger Gast in dem kleinen Kreise aufgeklärter Juden, die das von Moses Mendelssohn begonnene Reformationswerk fortführten, das historische Judentum mit der modernen Wissenschaft zu vereinbaren und die bürgerliche und politische Emanzipation ihrer Rasse durchzuführen. Kurz bevor der Prophet der Freiheit und des Schönen zu den Füßen der Venus zusammenbrach, äußerte er, er wisse nicht, ob er es verdiene, daß man seinen Sarg mit einem Lorbeerkranz ziere. „Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preist oder tadelt; es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf meinen Sarg legen, denn ich bin ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit“ ...

Das Heine-Problem der Gegenwart ist mit seiner politischen und menschlichen Seite nicht erschöpft. Kein deutscher Schriftsteller hat die deutsche und französische Sprache so glänzend beherrscht, keiner in der Seele beider Völker so tief Wurzel geschlagen wie er. Heine steht als der dritte große Sprachbildner Deutschlands neben Lessing und Goethe, nach ihm ist keine Weiterentwicklung mehr zu verzeichnen gewesen; die Verwilderung der stilistischen Form ist geradezu verbeierend; Vertiefung und Schönheitsgefühl treffen wir nur noch bei wenigen Meistern der Prosa an, und so sehen wir bewundernd zurück auf jene Zeit literarischer Kultur, die Schriftsteller wie Clauden beiseite schob, weil sie dem Reinigungsprozeß deutscher Sprachbildung im Wege standen. Wenn wir 1932 Goethe feiern, so wollen wir auch Heine, seinen heimlichen Bundesgenossen, mit dem grünen Lorbeer des Dantes schmücken.

Georg Hupp / Aus der Gründungszeit der Waldenserkolonien Palmbach und Untermutschelbach

Nach den Akten des Durlacher Stadtarchivs.

Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Waldenser aus den piemontesischen Tälern ausgewiesen wurden, suchten sie bei den verschiedensten Höfen Europas um Vermittlung neuer Wohnsitze nach. In dem Aufnahmeeidikt des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg und Teck, Graf zu Wimpelgart, Herr zu Heydenheim, ist darauf hingewiesen, „daß sowohl auf inständiges Ansuchen Ihrer Königl. Majestät in Großbritannien und ihrer Hochmögenden der Herrn Generalstaaten der vereinigten Niederlande, welches dieselbe nicht nur durch bewegl. Schreiben, sondern auch durch eigene an uns gethane Abschiedung des Herrn Petri Balkemers, gedachten Ihres Hochmögenden Extra-ordinair-Envoye und Generalbevollmächtigten wegen Stabilisierung der Waldenser in Deutschland an uns gebracht“ der Entschluß zur Aufnahme einer gewissen Anzahl von Waldensern bei der Württembergischen Regierung zustande kam. Das Aufnahmeeidikt, das den wichtigsten Teil der Waldenserkolonien des Durlacher städtischen Archivs ausmacht, stammt aus dem Jahre 1699. Es ist in französischer und deutscher Sprache abgefaßt. In über zwanzig Artikeln legt es die Bedingungen, unter denen die Waldenser im damaligen Herzogtum Württemberg Heimatrecht erhalten sollen, fest. Die württembergische Regierung zeigte den Einwanderern in jeder Hinsicht größtes Entgegenkommen. Mitbestimmend dafür war allerdings die Entvölkerung weiter Landstriche. Die Ansiedlung soll vor allem „in depopulierten Gegenden, wo es einen Strich leerer, jedoch bauwürdiger Felder hat, vornehmlich in den beiden Ämtern Maulbronn und Leonberg, in den Markungen der Flecken Anittlingen, Dürmenz, Bierkheim und Heimsheim“ stattfinden. „Dortselbst werden den Waldensern zu einem vollen Geschenk übergeben und zu eignen alle diejenigen Felder, an Acker, Weiden und Weinärten, mit der gegenwärtig darauf stehenden Pflanzung, welche sich allda seither dem großen teutschen Krieg ungebaut und herrenlos befinden.“

Freie Religionsübung, das Recht zur Bestellung eigener Lehrer, Cantores, Schulmeister und Seelforger, die Beibehaltung waldensischer Sitten und Gebräuche wird den Einwanderern zugesagt. Um die Versorgung der Ortsarmen sicher zu stellen, soll die Hälfte der Güter von solchen Besitzern, die ohne Leibeserben sterben, in den ersten zwanzig Jahren der Gemeinde zufallen, und dieser Besitz „zur Erhaltung der Armen gewidmet und angewendet werden.“ Grund und Boden zu Haus, Hof und Garten erhält jeder Ansiedler „zu freier Disposition, frei von allen Schulden und Hypotheken.“ Für die ersten zehn Jahre gewährt der Erlaß „Exemption und Freiheit von Steuern, Auflagen, Frohnen und insgemein von allen oneribus personalibus und realibus.“ Holz, Stein, Sand, Lehm können unentgeltlich entnommen werden. Ausdrücklich wird die Freiheit von Sklaverei, Knecht- und Leibeigenschaft und das Recht der Freizügigkeit verbürgt. Sämtliche Artikel sind durchdrungen von dem Bestreben, den zu erwartenden Waldensern die Ansiedlung auf württembergischen Boden so leicht als möglich zu machen, und sie in keiner Weise in ihren bisherigen Gepflogenheiten zu beeinträchtigen. So haben ja auch tatsächlich die Ansiedler in Untermutschelbach bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts eine selbständige Gemeinde unter der alleinigen Herrschaft deutschen Bevölkerung gebildet. Französische Sprache in Schule und Gottesdienst, eigene Kirche und besonderer Friedhof waren hier bis vor hundert Jahren Brauch.

Am 30. Januar 1700 steht sich die herzogliche Regierung zu einem neuen Erlaß veranlaßt. Offenbar haben die waldensischen Pächter trotz ihrer Notlage ziemlich weitgehende Forderungen gestellt. „Artikel, worauf die französischen Flüchtlinge zu Constanz respizirt werden“, nennt sich die Bekanntmachung, die 18 Artikel umfaßt. „Nachdem des Herrn Herzogen zu Württemberg und Teck etc. Hochfürstliche Durchlaucht von einigen Deputierten

derjenigen in die Schweiz geflüchteten französischen Familien untertänzig gebeten worden, dieselbe sich auch ferner und etwas näher zu erklären gnädigst belieben möchten, bestimmte der Herzog noch einmal, daß den Einwanderern in jeder Hinsicht Hilfe und Unterstützung gewährt werden solle. Führen auf der Durchreise können sie umsonst in Anspruch nehmen, sämtliche Waren und Güter, die sie mitbringen, sind vom Zoll frei. In Cannstatt, wo sie sich vorläufig einquartieren, soll ihnen durch die Beamte bestmögliche Assisenz geleistet werden. Im übrigen werden die Zusicherungen, wie wir sie aus dem Edikt vom Jahre 1699 her kennen wiederholt.

Die Dörfer Untermutschelbach und Grünwettersbach bildeten damals württembergische Exklaven, die zwischen Baden-Durlachischem und baden-badenischem Gebiet lagen. Die Einwohnerzahlen waren um das Jahr 1700 sehr gering. Grünwettersbach zählte nur noch 30, Untermutschelbach gar nur noch 9 Bürger. In Grünwettersbach lagen von 1100 Morgen 600 Morgen, in Untermutschelbach von 850 Morgen 210 wüßt. Als zahlreiche Mitglieder der hessischen Waldenserkolonie Mörfelden die württembergische Regierung um Aufnahme in Württemberg ersuchten, ließ der Herzog auf Vorschlag des Vogtes Graber von Maulbronn ihnen die beiden Dörfer im Pfingstau als Wohnsitz anweisen. So kamen im Sommer 1701 28 Familien nach Grünwettersbach und 14 Familien nach Untermutschelbach.

Sehr wichtig war für die Ansiedler auf der Hochebene die Versorgung mit Trinkwasser. Denn der Buntsandstein ist so stark zerklüftet, daß er nicht imstande ist, die Niederschläge festzuhalten. Bis zur Anlage einer Wasserleitung, die von Singen aus das Wasser nach dem Hochplateau führt, hatten die Bewohner auf der Höhe stets unter Wassermangel zu leiden. So wird auch der Versorgung der Waldenserkolonie Palmbach — so hieß die Gründung bei Grünwettersbach — mit Wasser größte Aufmerksamkeit geschenkt. Ein besonderes Aktenstück aus dem Jahre 1701 berichtet davon, daß sogar württembergische Räte wegen der Anlage eines Brunnens sich persönlich bemüht haben. „Demnach bei anwesenheit der hochfürstlichen württembergischen Herren Räte in dem Flecken Grünwettersbach bei Etablierung der Waldenser allda sich wegen des orts, wohin dieselben ihre künftigen Wohnungen anschlagen sollen, verschiedene Difficultäten, sonderlich aber darin ergeben, daß es an einem Brunnen hinder der Richthalben, allwo doch nach der alten Unterthanen und der Waldenser selbsteigenem Bekenntniß die allerbeste Gelegenheit zur Anlage des neuen Dorfs ist, ermangeln wollen.“ Ein Maurer namens Matthäus Schlichtherrlin, gebürtig aus Tyrol, bot sich nun selbst an, einen Brunnen zu graben und die Arbeit so lange fortzusetzen, „bis Wasser genug gefunden u. der Brunnen in einen brauchbaren Stand gesetzt worden.“ Das Aktenstück gibt dann weiterhin die Bedingungen an, unter denen der Vertrag mit dem Maurer zustande kam. Seinen Lohn soll der Schlichtherrlin erst bekommen, wenn er dem Contract völlig Genüge geleistet, und den Brunnen völlig in sein Stand gerichtet haben wird, dergestalt, daß wenn er auch über allen angewandten Fleiß kein Wasser finde und all seine Arbeit umsonst sein würde, man ihm nicht einen Heller deswegen bezahlen solle.“

Der Brunnen hielt auch nicht lange stand. Schon im Jahre 1704 muß die herzogliche Regierung den Vogt zu Neuenbürg aufordern, in Grünwettersbach—Palmbach folgendes zu veranlassen: Den durch das Dorf gehenden Graben, worin das Bächlein läuft, ausschlagen und unten an denselben einen See machen zu lassen, damit sie an Wasser keinen Mangel leiden. 2. Die Quell vermehnten Bächleins zu suchen und sich einen Brunnen daraus zu machen, weil der mit so großen Kosten gegrabene Brunnen dieses Jahr ausgetrocknet ist. In einem Visitationenbericht aus dem Jahr 1700 wird noch einmal von dem Brunnen berichtet: „Daß nunmehr Hoffnung sei, daß selbiger in brauchbaren Stand gebracht werden könne, inmaßen bereits ein Quell gefunden und dem Maurer Ball Friedrich die fernere Fortsetzung der Arbeit, gegen Bezahlung von 5 fl. von jedem Kloster committiert worden.“

Ganz reibungslos waren die Beziehungen zwischen deutscher und waldensischer Bevölkerung in den ersten Jahren nicht. Ein Schreiber der herzoglichen Regierung an den Vogt zu Neuenbürg vom 7. November 1704 verlangt sofortige Abstellung verschiedener Mißstände. Die Waldenser zu Untermutschelbach müssen ermahnt werden, daß sie mehr Ernst zum Banwesen zeigen und „das Volk, wie es der Augenschein ergeben, nicht verderben lassen.“ Die alten Unterthanen hatten sich beklagt, daß die Waldenser ihre Wege über die angebauten Felder nehmen. „Falls die transgressores, wie es bereits durch Antoine Basse und andere gesehen, opponieren sollten, sind sie mit Geld oder dem Turm zu bestrafen.“ Beschwerden wurden darüber laut, daß die Waldenser das Obs de facto von den Bäumen schlagen, junge und andere Ästen ohne Gezeichnet abhauen, mit ihren Gassen die jungen Bäume ruinieren, den Hauf in den Bach, wo das Vieh tränket, werfen.“ Auch den Grünwettersbacher-Waldensern (heute Palmbach) muß verboten werden, daß sie mit ihren Hunden in dem Forst und am Wild Schaden anrichten. Ihren im Wald liegenden Friedhof haben sie vor den wilden Tieren besser mit Latten und Zannstecken zu verwahren. Besondere Sorge macht die Berufung eines Geistlichen

nach Palmbach. Die herzogliche Regierung findet auch da einen Weg: „Weil diese Colonie noch mit keinem Geistlichen versehen, hingegen der Javel zu Perouse oder Heimböheim bei seiner Gemeinde wegen der gegen ihn bezeugenden Widerwärtigkeiten nicht stehen kann, so hast du mit ihnen zu reden, daß sie denselben bei ihrem Synodo sich als einen Pastoren ausbitten möchten.“

Die zur Verfügung gestellten Güter reichten nicht aus, die zugezogenen Waldenserkolonien zu ernähren. Darum entschloß sich im Jahre 1720 ein Teil der Kolonisten zur Auswanderung. Die herzogliche Regierung ist damit einverstanden. „Wenn wir nun aus deinem Schreiben erfahren, daß die beiden Kolonien zu Palmbach und Mutschelbach kaum zur Hälfte von ihren Gütern sich erhalten können und daher zu Palmbach von 20 Familien 13 und zu Mutschelbach von 17 Haushaltungen 7 hinwegzuziehen entschlossen, also haben wir gnädigst resolviret, gedachte Familien bei sothanen Umständen aus unserm Herzogthum und Landen dergestalt frey und ungehindert ziehen zu lassen.“ Als Bedingung wird nur gestellt, daß die Auswanderer keine Schulden hinterlassen. Ihre Güter sind unter die Zurückbleibenden zu verteilen, solche Acker, die sie käuflich erworben, können sie vor dem Wegzug veräußern. Das Ziel der Auswanderer war die Gegend von Königsberg in Preußen, wo man — wie Pfarrer Meerwein in seiner Geschichte der Waldensergemeinden Palmbach und Untermutschelbach berichtet — heute noch Leute trifft, die ihrem Namen nach von diesen Waldensern aus dem Pfingstau abstammen.

Das letzte Aktenstück der Durlacher Sammlung stammt aus dem Jahre 1736. Der damalige Pfarrer Aubert hatte ein Gesuch eingereicht, daß ihm gleich andern Waldenserpfartern 24 Morgen Acker zu Pfarrgütern angewiesen werden. Außerdem verlangt er, daß von denjenigen Gütern, wo die Waldenser von den Grünwettersbachern erkauf, der Zehende ihm, und nicht dem Evangelisch-Lutherischen Pfarrer gereicht werde. Zum Dritten fordert er die Ueberlassung der kleinen Jagd im dortigen Revier.

Die Gemeinde Palmbach wird nun verpflichtet, auf ihre Kosten soviel frei werdende Acker anzukaufen, „bis solche die einem jeden Waldenser Pfarrer zugeordnete Zahl der 24 Morgen erreichen.“ Wegen des kleinen Zehnten wurde so verfügt, daß der lutherische Pfarrer von allen Aekern auf Grünwettersbacher Gemarkung, auch wenn sie den Waldensern gehörten, die Abgabe erhalten sollte, während die Besitzer von Grundstücken auf Palmbacher Gemarkung dem Waldenser Geistlichen zinspflichtig blieben. Der kleine Zehnte war aus Krautgärten, Kleinäckern, Kartoffelfeldern und Rübenäckern zu leisten und betraf alles, was aus dem Boden wächst. Die Ausübung der kleinen Jagd (auf Hasen, Geflügel) verblieb den Grünwettersbacher Pfarrherrn.

Damit schließen die Waldenserkonflikte auf dem Durlacher Rathaus. Sie geben einen Einblick in die Verhältnisse zur Zeit der Einwanderung der Waldenser und sind sicher manchem Geschichts- und Heimatfreund wertvoll zur Vervollständigung seiner Kenntnisse von der Besiedelung des Pfingstaus.

Zum „Alten Friedhof“

In den Mitteilungen über den alten Friedhof in Nr. 9 der „Pyramide“ vom 1. März d. J. wäre noch zu bemerken, daß einige Gräber später nach dem neuen Friedhof überführt worden sind. Sie befinden sich hinter der Camposantomauer zu beiden Seiten der Dürnschen Friedhofkapelle. Darunter ist auch (rechts vom Eingang in den innern Teil des Friedhofs) das in meinem Aufsatz vermischte Grabmal des Rittmeisters von Caroché. Es ist eine mit einem antikisierenden Helm geschmückte Steinmaule, mit der Inschrift:

Dem
wadern Rittmeister
Max Freiherrn Caroché
von Starkensfels
gefallen zu Carlsruhe
den 13ten Mai 1840.

Daneben steht auch das Grabmal des durch sein Bild „Minne“ Eine Rococofantastische trägt die Inschrift, welche die weitläufige (1833—56). Bei dieser Gelegenheit sei auch auf einen kunstgeschichtlich nicht ganz uninteressanten Grabstein aus dem 18. Jahrhundert aufmerksam gemacht, der an die Mauer der Kapelle angelehnt ist. Eine Rococofantastische trägt die Inschrift, welche die weitläufige, zum Teil schwer lesbare Lebensgeschichte des Toten wiedergibt: eines 1673 (?) im Schloß zu Altenburg geborenen Christ. Dietr. Stadelmann, der 1740 als Fürstlich badischer Geheimrat gestorben ist. Das Grabmal stammt also noch vom ersten hiesigen Kirchhof auf dem späteren Marktplatz und ist somit eines der ältesten Kulturdenkmäler von Karlsruhe. Auf der gegenüberliegenden Seite der Camposantomauer ist der Grabstein des Kriegsministers Carl Wilhelm Eugen von Freydenberg (1781 bis 1854) aufgestellt. R. W.

Toni Rothmund / Der Tote und die Lebenden / Novelle

Von einem düstern Geschie seiner Hauses, seiner Sippe gerufen, kehrte Gorm Wiburg, der Forschungsreisende, in seine Vaterstadt zurück, in jene kleine, graue Stadt am Meer, von der er einst geflohen war wegen schlechter Zeugnisse und drohenden Nichtverfestwerden, aus Besorgnis vor Entdeckung einiger Dummerjungenstreiche — und schließlich wegen seiner verbotenen Liebe zu seines Bruders Weib, kurz, weil er sein Leben und seine Taten aus der Froschperspektive betrachtet hatte, wie das in seiner Vaterstadt Sitte war.

Sie hatte sich nicht verändert in all den Jahren seiner Abwesenheit. Dort hing noch wie einst der Glaskasten mit den Photographien der guten und der besseren Gesellschaft. Da blinkte noch immer das künstliche Gebiß, auf einem roten Samtkissen liegend, seine Zähne. Vor der beweglichen Bühnenangereklame des Droglüsten standen auch heute wieder ein paar Kinder und starren. Die Bürger gingen wie sonst ihren Geschäften nach, und keiner erkannte in dem hageren, gutgekleideten Herrn mit der Tropenfarbe des Gesichts den verlorenen Sohn Konjul Wiburgs wieder.

Die Enge der kleinen Stadt hatte für den Heimgekehrten nichts Trauliches. Eher fühlte er sich gereizt von der Unverrücktheit ihrer Mäße. Um so merkwürdiger war es, daß sich hier diese seltsamen und grauenhaften Schicksale vollzogen hatten, die wie ein Rückschlag in Wikingerzeiten anmuteten.

Sein älterer Bruder Jan, der sein Boot in die toten Wasser gelenkt hatte, Jan Wiburg, der Sammler, der Gelehrte, war von einer Segelfahrt, die er mit seiner Tochter Abel unternommen hatte, nicht zurückgekehrt. Die nächste Flut spülte seinen Leichnam aus Land mit einer klaffenden Wunde auf der Stirn. Bald darauf wurde Abel Wiburg des Totschlags beschuldigt und verhaftet. Darüber war Antje, die Frau, wirr geworden, so daß man sie für einige Wochen in eine Anstalt hatte verbringen müssen. Jetzt lebte sie wieder in ihrer Villa in tiefer Zurückgezogenheit hinter verhängenen Fenstern ein trübes Dasein, gepflegt von ihrer Tochter, die man nach kurzer Haft wegen Mangels an Beweisen freigesprochen hatte.

Solche unheimlichen und ragenben Geschehnisse hatten sich hier abgepielt in dieser kleinen, langweiligen Stadt unter den Augen ihrer entsetzten Bürger, in einer der angesehensten Familien, im vornehmen Patrizierhaus der Wiburgs. Es paßte weder zu Jan Wiburg noch zu seiner Frau Antje Söderbloom, die beide Kinder dieser Stadt und allem Auffallenden abhold waren, weil sie es für unfein hielten. Durch Abel war das Fremde, Wilde, Ungeheuerliche in die Familie eingebrochen, und es fehlte nicht an Rückwärtspropheten, die alles schon vorher gewußt haben wollten, damals, als Antje das fremde Kind als eigen angenommen und Jan ihr seinen angesehenen Namen gegeben hatte.

Abels Vater war Matrose gewesen und im Krieg gefallen. Die Mutter, eine Fischerstochter aus Norddithmarschen, hatte sich darüber zu Tode gequält. Die Stadt hatte sich der Waise angenommen und sie bald bei der, bald bei jener Pflegemutter untergebracht. Sie sollte aber ein trotziges und ungebärdiges Kind gewesen sein, niemand wollte sie lange behalten. Als Antje Wiburg sie ins Haus und ans Herz nahm, da glich Abel einer mißhandelten kleinen Katze, sie war schon und wild, falsch und böse. Es hatte der ganzen, seit Jahren brockliegenden Mutterliebe dieser Frau bedurft, um das kleine, verwilderte Tier zu zähmen. Aber Antje hatte nun eine Aufgabe, und sie hatte sich ihr ganz hingeeben. Bei aller Nähe war sie aufgeblüht. Sie war eine Mutter von Gottes Gnaden, und Abel hing bald an ihr mit der ganzen Maßlosigkeit ihrer Natur.

Um diese Zeit war es gewesen, daß Gorm der Knabe, sich in eine tiefernde Leidenschaft für seine junge Schwägerin hineingesteigert hatte, der schon seine Liebe gehörte, als sie noch die fröhliche Antje Söderbloom gewesen war. Antje war damals eine liebliche Erscheinung, ohne gerade schön zu sein. Zwei große stille Braunaugen beherrschten das etwas regellose Gesicht. Sie war zart und schlank gebaut, aber sie kleidete sich unauffällig, ja geradezu nüchtern, während sie Abel auf das zierlichste herauspöbelte und die Kleidung ihres Mannes mit äußerster Sorgfalt in Ordnung hielt. Denn Jan Wiburg war das gewesen, was man einen schönen Mann nennt, und von einer gewissen harmlosen Eitelkeit, die Gorm tief verachtet hatte, der aber Antje, obwohl sie im Stillen sie belächelte, doch gern Vorzahn leistete. Antje war der unmettelste Mensch der Welt, vielleicht weil sie der selbstloseste war. Sie lebte nur für Haus und Mann und Kind, weiter reichte ihr Auge nicht, ihr Blickfeld war durchaus begrenzt. Sie gehörte zu den Frauen, deren einzige Triebkraft die Liebe ist. Wenn Jan es sich hätte angelegen sein lassen, so hätte er sie sich zur treuen Gehilfin bei seinen Arbeiten heranbilden können. Aber Jan war ungeduldig und herrlich und hatte sich durch Antjes „Dummheit“ gereizt gefühlt. Denn Antje besaß nichts als die Klugheit des Herzens, und das wußte sie selbst recht gut. Aber sie tröstete sich damit, daß Jan Verstand für zwei hatte, und sie sah mit bedingungsloser Bewunderung zu ihm auf.

Das Verhältnis der beiden im Alter so sehr verschiedenen Brüder war kein gutes gewesen. Alles das, wogegen der junge Gorm Sturm lief, Bürgertugend, Sitte, Form, Religion, Gesetz, hatte er in Jan verkörpert gesehen und in Jan gehaßt. Dazu gesellte sich bald eine wütende Eifersucht, die um so heißer brannte, als sie verborgen bleiben mußte. Gorm war der Ansicht, daß Jan seine Frau lediglich ihres Reichtums willen geheiratet hatte, und er grollte ihm darum, obgleich es doch offenkundig das Allerrechtigste gewesen war, was Jan hatte tun können. Denn Antje hatte ihn geliebt und war glücklich, daß sie ihn gekriegt hatte. Und ihr Geld gab Jan die Möglichkeit, sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu widmen. Seine Bemühungen, die Reste einer fast verloren gegangenen Kultur zu retten, hatten ihm in seiner Vaterstadt einen angesehenen Namen verschafft, gerade als Gorm von der Schule lief und als Schiffsjunge zur See ging. Jan's Sammlungen wurden berühmt. Die Stadt hatte ihn zum Ehrenbürger gemacht, zur selben Zeit, als Gorm, der verlorene Sohn, es zum Geschirrwäscher und zum „Kasserolier“ auf einem Dzeandampfer gebracht hatte. Und als Gorm endlich Matrose geworden war, erhielt Jan von der Landesuniversität den Ehrendokortitel.

Dann aber hatte auch Gorm endlich das Glück gelacht. Ein Forschungsreisender hatte Interesse für ihn gefaßt und ihn auf seine Reise ins Innere Afrikas mitgenommen. Gorm war ihm unentbehrlich geworden. In langen Jahren wurde er aus dem Gehilfen ein Mitarbeiter und Freund, und zuletzt, als ein Fieber den feuern Mann dahingerafft hatte, da war Gorm sein Erbe und Nachfolger geworden.

Dies aber, daß er allen Gefahren seines Berufes entkommen war, während Jan aus einem ruhigen, geachteten Leben heraus eines dunkeln und geheimnisvollen Todes gestorben war, das begriff er nicht.

An Abel hatte er nur undeutliche Erinnerungen. Was kümmert sich denn ein rebellischer und verliebter Junge um ein kleines, unerzogenes Mädel. Wie sie jetzt war, wer konnte es wissen? Nicht viele Menschen hätten ihrem Schicksal standgehalten. Die meisten wären fortgegangen und hätten sich irgendwo anders ein neues Leben aufgebaut. Denn wenn Abel auch freigesprochen war, ein dunkler Verdacht war auf ihr liegen geblieben. Was vermochte sie nun, hier in der kleinen Stadt zu bleiben, als ein verachteter und gemiedener Mensch? Gorm wußte ja genau, wie man es einem hier zu machen pflegte. Er hatte es am eigenen Leibe erfahren.

Auf sanfter Anhöhe, in sicherer Entfernung von der andrängenden Flut lag das Haus Wiburg, mitten in seinem gepflegten Garten, seiner Buchen und Birken. Von der Landstraße aus sah man nur das Dach und die oberen Stockwerke, in denen sich die Sammlungen befanden, um derentwillen Fremde die kleine, bedeutungslose Stadt besuchten.

An der Haustür war ein Schild mit der Ankündigung, daß die Säte täglich zwischen zwei und drei Uhr nachmittags besichtigt werden könnten. Gorm zog die Glocke. Eine Magd kam und fragte ihn, ob er die Sammlungen besuchen wolle? Das Fräulein sei oben.

In diesem Augenblick kam Gorm der Gedanke, Abel, unerkannt von ihr, zu beobachten. Sie konnte sich seiner wohl kaum noch erinnern. Vielleicht hatte sie sein Bild einmal in einer illustrierten Zeitung gesehen, aber so leicht es ist, sich einen bekannten Menschen nach einem Lichtbild zu vergegenwärtigen, so schwierig ist es umgekehrt, nach einer Photographie ein unbekanntes Gesicht zu erkennen. Er konnte es ruhig wagen, Abel entgegenzutreten.

Die Magd führte ihn die dunkle Treppe hinauf. Droben öffnete sie die Flügeltür, und ein breiter Strom von Licht flutete ihm entgegen. Am offenen Fenster, das die weiße, gleißende Fläche des Meeres den Blicken darbot, stand an einem großen Fernrohr ein Mädchen. Stand dunkel vor dem flimmernden, grellbelichteten Hintergrund, der die Umrisse ihrer Gestalt zitternd umwob und in Licht aufzulösen schien. Sonnenfunken prasselten aus ihrem messinghellen Haar, so daß man fast davon geblendet wurde. Jetzt trat sie vom Fernrohr weg, aus dem Strahlenkreise heraus und wandte ihm ihr Gesicht zu.

Sie erkannte ihn nicht, er konnte sie mit Ruhe betrachten. Abel Wiburg hatte das Antlitz der Kinder dieses Landes. Große, aufgeschchnittene Züge mit herbeigeschlossenen Lippen. Die Brauen, dunkelblond und dicht, standen wie eine Schranke über den Augen. Die Haut war kräftig gebräunt und dunkler als das von Meereslicht und Seeluft gebleichte Haar.

Sie erwiderte gleichmütig seinen Gruß und sagte, daß sie ihn führen werde. Ihre Stimme hatte einen Bruch wie eine Knabenstimme, und es fiel ihm auf, daß sie nicht lächelte, ohne doch einen unhöflichen Eindruck zu machen.

(Fortsetzung folgt.)